

„Vom Urlaub zurück!“

Der Schnellzug fliegt über das flache märkische Land. In den Abteilen sitzen Soldaten eng bejammert, sie drängen sich in den Gängen.

Am Bahnhof der Hauptstadt hat es ein großes Abschiednehmen gegeben. Dann ein langes Winken mit Mäthern und Mähen und nun sind die abermals Getrennten um eine Erinnerung reicher. Die Frauen tragen die Not der Kriegszeit wieder allein und die Männer lassen sich vom Zuge mit Windeseile von neuem hinausführen in den Reichbereich des tödlichen Giftes.

Sie sind still. In den Augen liegt ein Nachleuchten trauriger Freuden im verlassenen Heim. Sie sinken zurück in den Wänden des Abteils und schließen die Augen. Schleiher der Wehmut hülsen die Seelen ein.

Der Zug rollt unablässig der Grenze zu; der Krieg rückt näher und näher. Draußen jubelt ein sonniger Himmel. Ein Wind jagt lustige weiße Wolken dahin; arglos fröhlich singen die Vögel ihre Lieder.

Im Sonnenglanz leuchtet das Korngold. Weiße wogende Felder breitet es über flachgewelltes Land. Im warmen Licht reist es der Ernte entgegen, der üppigen Ernte.

Die Leute in den Gängen sprechen von einer guten Ernte. Sie triumphieren wie nach gewonnener Schlacht.

Jetzt ist das Brotkrumen keine Sache friedlicher Volksernährung allein. Jeder Palm gleicht einem Kanarienvogel, jede Lehre dem bunten Wimpel. Die wogende Bewegung der Kornmassen ist wie die verzweigte Ähre eines drängenden Feindes. Und wenn die Salme unter schwarzem Senfenschnitt fallen, dann erleiden sie den Tod auf dem Schlachtfeld. Im Sterben sollen sie einen Sieg erkämpfen helfen. Dort im Dorfe schärft man schon die Sensen.

Inzwischen mahlt dort draußen Schmittler Tod die Menschenmassen. Mit neuem Eifer bringt er seine Ernte ein, hebar die Broternte den Menschen hier und dort neue Kräfte des Widerstandes gibt.

Dortbin eilt der Zug, dorthin führt er die Männer. Größer und größer steigt vor ihren Blicken der Krieg herauf, näher und näher löst der Klang der Waffen.

Langsam kommen Gespräche auf. Die Soldaten kennen ja längst den Krieg. Sie haben Russlands und Serbiens verteilte Blüten. Dort hat die mordende Schlacht der Menschen Nahrung zertrampelt, die schlanken Schäfte zerbrochen, die wehenden Wimpel zerlegt. Dort ist das Korn im Ringen unterlegen, hier soll es eine Siegerwaffe werden. Werden die goldgelben Wimpel der Lehren Siegeswimpel sein?

So fragen sich die Männer und seufzen. Wird das neue Korn den Sequanten daheim ausreichende Nahrung bieten während sie vor dem Gegner stehen? Sie glauben an die keine Brotkrume, eine andere Waffe in diesem Kriege. Sie wird die Dinge regeln, wird den Kindern und Frauen das Leben garantieren.

Die Blide schweifen über die sonnigen Hügel. Dort fahren die Landleute im Hohlwege hochgestapelte Heubündel zur Scheune, dem Vieh ein duftendes Futter. Wird das kind reichliche Milch dafür hergeben, wird der Buttermangel aufhören? Immer wieder kommen die Gespräche darauf zurück; die Sorge um das Wohl der Familien daheim beherrscht Sinnen und Wünschen der Krieger.

Und wieder braust der Zug dahin. Im Reich am Bahndamm, unfern vom grün gebetteten Dorfe, schwimmt ein Kapital: eine Gänseflocke. Stolz scheinen sie im Bewußtsein ihres Wertes die Hälse zu recken. Der Krieg hat ihnen Beförderung gebracht, hat sie hoch aus der Masse täglicher Nahrungsmittel emporgehoben.

Ja, als der Krieg begann, da gab es noch ledere Kost im Felde. Da brodelte manche fette polnische Gans und mancher stolze belgische Hahn in den Kochgeschirren der Krieger. Nun spricht man auch von „Waffenlatten“: man erzählt, wie man mit blankem Kaschmirmesser den Tod in die Geflügelhäute getragen hat. Und von den Schweineherden Serbiens erzählt ein anderer. Dort hat es reiche Beute gegeben; die Schweine der Serben wurden im Sterben Verbündete der Deutschen. Und die Gulaschkanone führte, wo sie vorhanden war, ein nutzloses Dasein.

Heute beherrscht sie allein dort draußen das Feld. Ställe und Weiden sind verdedt. Und in wenigen Tagen werden die Urtauber wieder mit sehnstlich kurrendem Gedärm vom Schützengraben nach diesem oft so ungetreuen Kameraden Ausschau halten. Der laufende Zug hat sie ja inzwischen jenem Reiche der Feldflöhe wieder um viele Kilometer näher gebracht.

Die lustigen weißen Vögel ziehen noch immer dahin und verdunkeln mit ihren Schatteln hier und dort den Goldglanz des Wehrens gewoges. Reuchende gelbe und fastig grüne Flecke tragen farbige Leben in das heimatische Landschaftsbild, schattige Wälder begrenzen den Horizont. Die Blide der Männer schweifen darüber hin und

sie nehmen das Bild der Heimat in ihren Seelen mit ins Feld der Schwerter und Kanonen, vielleicht mit in den Tod.

Eine Station. Viele steigen aus. Ein Abschiednehmen und Glückwünschen. Und wieder eilt der Zug dahin, immer näher der brüllenden Schlacht. Nun sind die Lieben daheim schon fern. Im engen Stübchen sitzt wohl eine Frau und schaut zum ahnungslos lachenden Himmel auf. Sehnsucht liegt in ihren Augen. Und im Rattern des Zuges hört der Mann ihre Stimme klingen, aus der Ferne fühlt er ihren sorgenden Blick. Zueinander strebt ihr ganzes Wesen, voneinander trennt sie der Krieg, unerträglich und — wie lange noch? (z) R. S.

Kleines Feuilleton.

Mobil für 20 000 Taler.

Der Weltkrieg fährt uns Zahlen zu Gemüte, die uns selber vor dem nicht gefühllos gewesen sind. Wir haben das Kleinliche gelernt, und mit einem Lächeln quittieren wir, wenn man uns erzählt, wie früher die kleinen und großen Staaten ihre Kriege finanziert haben, damals noch, als der Großvater die Großmutter nahm und der blanke Taler preußisch Courant in Strumpf und Wetsiroß beschaulich seines Tages wartete.

Das Ende der Militärrückfälle deutscher Kleinstaaten liegt noch gar nicht so lange hinter uns, denn noch vor 50 Jahren, im Jahre 1808, hatten deutsche Kleinstaaten das zweifelhafte Vergnügen, selbständig und eigenständig zu mobilisieren. Zu diesen deutschen Staaten gehörte das Fürstentum Lippe, das die grün bemusterte Kriegsmacht seiner 22 Quadratkilometer mit rund 1000 Mann dem großen Nachbar Preußen zur Verfügung stellte. „Es bleibt“ — so führte der Kabinettsminister im Landtage bei der Begründung des Mobilisierungsbekrehs aus — „für das Land keine andere Wahl, als mit Preußen zu stehen und zu fallen!“ Der Landtag bewilligte denn auch gegen ein paar demokratische Stimmen, die sich mit ihren Gegengründen an die preussische Fortschrittspartei lehnten, die verlangten Mobilisierungskredite von 19 200 Talern, und einige Tage später, am Morgen nach „Königsgräß“, marschierte das fürstlich lippsche Bataillon zum Tore der Residenz hinaus, um im Verein mit preussischen Truppen auf Frankfurt und gegen Süd-Deutschland zu ziehen. Preußen hatte dem kleinen Nachbar freilich schon seit einigen Jahren mit Jätnadelgewehren und Instruktionsoffizieren ausgeholfen.

Neben den Mobilisierungskosten rechnete die Regierung mit einer monatlichen Mehrausgabe von 9000—9500 Talern, die im Militärset nicht vorgesehen waren. Zur Deckung dieser Kriegskosten bewilligte der Landtag der Regierung einen außerordentlichen Satz der Grundsteuer und der Klassensteuer (Einkommensteuer) und ermächtigte die Regierung, wenn es nötig werden sollte, eine Anleihe aufzunehmen. Aber die Kampagne war glücklicherweise bald vorbei, und die lippsche Truppe, die bei Aßlingen und Tauberbischofsheim ins Gefecht kam, konnte nach wenigen Wochen schon ihre Tschalos friedlich schmücken und mit grünen Reisern heimkehren zu ihren Häusern.

Die Kriegskosten waren also erträglich, und ihre Deckung war keine — musterhaft. Aber die Regierung war doch veranlaßt, bei Preußen wegen anteilmäßigen Mitgenusses der Kriegsentlastung — die bekanntlich nicht groß war — anzufragen. Klein Preußen winkte ab. Der lippsche Kabinettsminister erklärte im nächsten Landtage, daß er sich in dieser Richtung zwar bemüht habe, aber die Antwort der preussischen Regierung sei dahin gegangen, „daß, nachdem es (Preußen) die Aufgabe für die freie Verpflegung und den Transport des lippschen Bataillons im vorjährigen Feldzuge getragen habe, hierdurch ein etwaiger Anteil an der Kriegsentlastung ausgeglichen sei und deshalb ein Mehreres nicht gewährt werden könne.“

Diese Mobilisierung im kleinen verließ übrigens nicht ohne die überkommene, aber doch schon etwas unzeitgemäß gewordene Gewohnheit des Postlaufens, worin die vermögenden Dienstpflichtigen eine bemerkenswerte Praxis entwickelten. Und da sich genug altgediente Unteroffiziere und Soldaten fanden, die für Geld und gute Worte moßhabenden Dienstpflichtigen und Drückbergern die Weisheiten eines Feldzuges abnehmen wollten, so stand bei dem Mangel eines Verbots kein Hindernis im Wege. Die Sache wurde aber während der kritischen Zeit immer lospöhliger: fanden sich anfangs als der Himmel nur leicht bewölkt war, Leute, die für 800 bis 400 Taler an die Stelle eines Jagdbaten ins Gebiet traten, so mußten schließlich schon 700 bis 800 Taler für einen solchen Liebedienst aufgewendet werden. Die Zeitungen berichten, daß das Recht der Stellvertretung von bemittelten Leuten vielfach benutzt worden sei, und daß die Stellvertreter (meist Unteroffiziere) ein gutes Geschäft gemacht hätten. So seien für die Übernahme einer fünf-

jährigen Dienstzeit 826 Taler, einer zweijährigen 700 und einer einvierteljährigen 600 Taler gezahlt worden. Bei der überraschend kurzen Dauer des Krieges konnte man hier allerdings von einem guten Geschäft sprechen.

Der Oleander blüht . . .

Ein beliebtes Berliner Scherzwort, das zur Verpötlung der sogenannten Berliner „Sommergärten“ häufig angewandt wird, lautet: „Zottlieb, drag 'n Garten rin, 't rejent!“. Das beste bei diesem Scherz ist, daß ihm wirklich Ernst zugrunde liegt. Wenn der Hausknecht dem Gebote seines Herrn, eines Berliner Gastwirts, dadurch Folge leistet, daß er die zwei oder drei Oleanderbäume, die in dem engen Hofraum des Gartens des Lokals darzustellen sollen, unter ein schäbendes Dach stellt, so ist man versucht anzunehmen, daß beide verkehrt handeln, da man dem Oleander genau so wie allen anderen Gewächsen einen erfrischenden Regen von Herzen gönnen möchte. Aber das Vergen dieser Pflanze vor dem Regen geht auf eine sehr richtige Beobachtung zurück. Die von oben kommende Feuchtigkeit ist dem Oleander schädlich, da sie seine schöne Blüte beeinträchtigt; dagegen lieben seine Wurzeln die Feuchtigkeit sehr; in Griechenland und in Italien, wo er wild wächst, begleitet er in langen blühenden Reihen die Rinnen der kleineren Flüsse und Bäche. Seine Krone aber kann die Sonnenglut nicht ertragen; je größer die Hitze ist, desto herrlicher entfalten sich seine prächtigen roten Blüten. Diese Eigentümlichkeit macht ihn so recht zur Stadtpflanze geeignet. Gerade die Julihitze, die durch den Anprall der Sonnenstrahlen auf das Mauerwerk und auf das Pflaster eine wesentliche Verstärkung erfährt, ist ihm zuträglich —, er gedeiht auch in den engen Höfen und schmalen Strahlen der Großstadt, in denen andere Gewächse kaum noch ein Fortkommen finden. Ebenso merkwürdig wie die hier geschilderte Eigentümlichkeit ist die Geschichte seines Namens. Zugrunde liegt dem Namen die griechische Bezeichnung rhododendron (wörtlich Rosenbaum), und nicht etwa, wie man irrtümlich meinen könnte, das lateinische Wort oleum (Öl). Im mittelalterlichen Latein erfuhr nun der ins Lateinische übergegangene Name rhododendron eine Umwandlung in lauridendron; die Blätter des Oleanders sind den Lorbeerblättern ähnlich, und der Name wurde daher an den des Lorbeerbaumes (laurus) angelehnt. Aus lauridendron wurde im Vulgärlatein, aus dem die romanischen Sprachen hervorgegangen sind, lauridendron. Da man aber das anlautende l für den Artikel hielt, entstand das Wort auridendron, und daraus wurde im Italienischen unter Anlehnung an den Namen des wilden Delbaums „oleastro“ das Wort oleandro, das als oleandro ins Französische überging. Die hier angeführten Namensformen zeigen uns gleichzeitig an, daß der Oleander aus Italien nach Frankreich und von dort zu uns nach Deutschland gekommen ist.

Notizen.

— Theaterchronik. Die Weinhard-Bernauerischen Bühnen, das Theater in der Königsgräß Straße sowie das Berliner Theater, werden am Sonnabend, den 15. Juli, wiederum eröffnet.

— Eier als Liebesgaben. Wer genügend Eier hat, mag sich die längst veröffentlichte Erfindung eines deutschen Chemikers nutzbar machen, die gestattet, gefochte Eier auf längere Zeit haltbar zu machen. Man stellt eine gut durchgemengte dünnflüssige Mischung aus Kasein und Kalk her, mit der man die Eier mittels eines Pinsels gut überstreicht — man kann sie auch einstauben —, worauf man die Schicht, die die Eierhülle umherdem noch härter und dadurch auch widerstandsfähiger macht, trocknen läßt. In diesem Zustande kann man die Eier dann, auch wenn der Transport längere Zeit in Anspruch nimmt, unbedenklich ins Feld schicken.

— Blattläusegucht. Professor Lindner hat kürzlich angeregt, den Honigtau, den die Blattläuse erzeugen, in der jetzigen Zeit der Zuckerknappheit auszunutzen, und dabei gezeigt, daß sich so von Ahorn und Linde ganz gut ein brauchbarer Zuckersaft gewinnen ließe. Wenn man einmal dazu übergehen sollte, so schreibt Lindner, die Blattläuse absichtlich in großen Mengen zu züchten, um den wertvollen Honigtau zu gewinnen, so würden in erster Linie solche Pflanzen als Wirtspflanzen in Betracht kommen, die, wie etwa der Hopfen, sich bequem einlauben bezw. entzuckern lassen. Man sollte einmal in Gemächshäusern, in denen der Honigtau vom Regen nicht heruntergewaschen werden kann, Versuche mit Massenzüchtung von Blattläusen auf Hopfen zum Zweck der Honigtauergewinnung machen.

— Heiteres. In der Kaserne, so erzählt die „Jugend“, hat sich ein Kanonier gemeldet, um vierzehn Tage Urlaub zu erhalten. Der Feldwebel fragt: „Wo zu?“ — „Zur Landbestellung.“ — „Wieviel Land bewirtschaften Sie?“ — „Gar keins.“ — „Was sind Sie denn eigentlich?“ — „Landbriefträger.“

Für tot erklärt.

Von Ernst Wichert.

In den ersten Wochen war Peter Mars mit seinem jungen Glück so beschäftigt, daß er sein Schiff ganz vergaß. Er hatte zum Herbst noch eine Reise vorgehabt, gab sie aber auf, um sich nicht sobald von den Seinen trennen zu dürfen, und beschloß, im Winterhafen liegen zu bleiben. Eigentlich beschloß er gar nichts, sondern trödelte einen Tag nach dem anderen hin, bis es zu spät war, sich noch heuern zu lassen. Annika hielt sich still und ließ ihn gewähren; es war ihr ganz recht, daß er von selbst und ohne ihre Witten blieb. Im stillen hoffte sie, daß er gar nicht mehr gehen würde. Sie wagte sogar Andeutungen, ob es nicht geraten sein würde, sich drüber auf dem Festlande anzukaufen und dem kleinen Peter ein sicheres Nest zu bereiten. „Soll er auch Rehrunger Fischer werden?“ sagte sie; „das ist ein beschwerlicher Erwerb hier. Und wer weiß, wie lange unser Häuschen noch steht? Der Sandberg rückt immer weiter vor; nach dem letzten Sturm war das Dach schon handhoch vollgeweht, und wir mußten hinterm Stall einen Weg schaufeln wie im Winter bei hohem Schneefall. Da ist's doch drüber besser unter grünen Birken und Linden, und das Land trägt jahraus, jahrein seine Früchte, die man ohne Lebensgefahr ernten kann.“ — Er wurde gar nicht ärgerlich über solche Reden, wie sonst wohl, sondern nur still und nachdenklich. Am Ende sagte er aber doch: „Es reicht noch nicht zu! Wenn's schon einmal Haus und Hof sein soll, dann auch ordentlich. Was meinst Du, wenn wir einmal ein Kruggrundstück erhandeln könnten, wie das Hilgrubersche drüber, oder meinetwegen auch nicht ganz so groß.“ — Annika war ganz erschrocken über so fühne Pläne und antwortete: „Wo denkst Du hin? Das sind reiche Leute!“ — Der Seemann schielte nach der Wiege und meinte: „Als der Konrad so klein war, hatten sie auch noch nicht so viel!“

Damit hatten nun wieder seine Gedanken eine Richtung bekommen, die seiner hübschen Frau nicht sehr behagte. Sie ließ seitdem ihre Wünsche nicht mehr laut werden. Aber das half ihr nichts; als im März die ersten sonnigen Tage kamen und den Schnee von den Sandbergen heruntertauten und das Gaff unsicher machten, wurde sein Verlangen nach der See wieder heftiger und heftiger. Tögllich stieg er auf die hohe

Düne und lugte mit einem kleinen Fernrohr, das er sich von England mitgebracht hatte, nach Norden hinaus, ob schon Schiffe den Hafen verlassen oder angelegten; und als er das erste glückliche erspäht hatte, kam er ganz aufgeregt nach Hause und konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Als er am nächsten Tage ankündigte, daß er einmal zu Schlitten nach der Stadt wolle, wußte Annika alles. „Du wirst wieder zur See gehen“, sagte sie traurig. „Ich weiß noch nicht“, antwortete er ausweichend. „Ich will vorläufig einmal sehen, wie die Schiffahrt in diesem Frühjahr steht und wieviel Feuer gezahlt wird.“

„Sag's nur gerad' heraus“, brach sie los. „Du hast keine Ruhe hier; es treibt Dich fort. Daß ich Dich nicht zurückhalten kann, weiß ich lange und hab's überwunden; aber daß Du auch Dein Kind verlassen willst —“

Er ließ sie nicht ausreden, stand auf und ging, ohne ein Wort zu sprechen, hinaus.

Annika gab sich ganz der leidenschaftlichen Aufregung hin, die sie ergriffen hatte. Wie so oft sanfte Naturen das ihnen Widerwärtige lange still in sich aufnehmen, ohne ihre Abneigung merken zu lassen, dann aber plötzlich die Fassung verlieren und, mit dem Volksmunde zu reden, „wild werden“, so zog sich auch an dem scheinbar heiteren Himmel ihres freundlichen Gemüts urplötzlich aus den unbemerkt angesammelten Dünsten ein heftiges Gewitter zusammen, das mit zornigen Reden blühte und mit Tränenströmen flutete. Als der Seemann nach einer Stunde zurückkehrte, fand er sie verweint und keineswegs beruhigt. Win ich Dir nicht einer Antwort wert?“ begann sie heftig; „gut! Gehe nur; meinetwegen auch ohne Abschied von mir — aber den Jungen sollst Du dann auch nicht mehr küssen: er ist Dir ja doch gleichgültig!“ Und dabei rollten die hellen Tränen wieder über die geröteten Wangen, und schluchzend grub sie das Gesicht in die hoch aufgestapelten Kissen des Bettes, über das sie sich gebeugt hatte. Peter Mars hatte seine Frau so noch nie gesehen.

„Dir ist der Junge gleichgültig!“ entgegnete er, unwillig den Kopf in den Nacken werfend; „sonst möchtest Du daran denken, daß Du ihm nicht vergällte Nahrung zu geben hast. Willst Du mich nun ruhig anhören?“

Sie schwieg. Er stand noch eine Weile und wartete auf ein Entgegenkommen. Da sie aber unbeweglich in ihrer Stellung verharrte und nur heftiger schluchzte, wendete er sich schneck zum

Gehen und schlug heftig die Tür hinter sich ins Schloß, so daß das kleine Schiff, das auf dem Brett darüber stand, herunterfiel und vollkommene Gaborie machte.

Peter Mars wurde doch nachdenklich. Wenn er sich die Wahrheit gefand, so war es ihm recht lieb, daß am anderen Tage das Lauwetter fortanderte und der Nachbar erklärte, er gebe seinen Schlitten nicht her, weil man auf sichere Rückfahrt über das Eis nicht mehr rechnen könne. Er hatte nun einen plausiblen Grund, vorläufig nachgeben zu können, ohne es eingestehen zu dürfen. Annika wurde infolge dessen ruhiger, konnte aber den früheren freundlich-vertraulichen Ton nicht so bald wiederfinden und blieb gegen ihren Mann zurückhaltend, weil sie dem Aufschub nicht traute. Der alte Mars, der die Veränderung wohl merkte, schüttelte verdrießlich den Kopf und brummte: „Weiber sind doch Weiber!“ Er hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn die frühere ihm ganz behagliche Ordnung zurückgekehrt wäre und er zum Frühjahr wieder das Regiment in die Hand bekommen hätte.

Dem jungen Seemann wurde dieses hinterhältige Schmollen von Tage zu Tage unerträglich. Seine offene, gerade Natur drängte zu einer freimütigen Auseinandersetzung, und das um so mehr, als er auch seine Annika und mit ihr das Kind unter dem Druck der allseitigen Mißstimmung leiden sah. „Es geschieht doch aus Liebe“, sagte er sich, „und aus Sorge für den Kleinen, daß sie dich nicht fortlassen will: sie ist ein gutes Weib.“ So pochte er denn die Gelegenheit ab, wo der Alte draußen die Nigen im Kahn mit Berg verdichtete und daran bis zum Abend zu klopfen hatte, um sich einmal gründlich mit ihr auszusprechen. Freilich wars keine Kleinigkeit, eine gute Einleitung zu finden. Er machte sich erst in der Stube viel zu tun, ohne doch eine bestimmte Arbeit fest anzugreifen, sammelte die trockenen Blätter in den Blumentöpfen am Fenster, baute an dem Kleinen zerbrochenen Schiff und stieß so oft die Wiege an, bis der jüngste Peter Mars, der ganz sanft schlief, richtig aufwachte. Als ihn dann die Mutter auf den Schoß nahm und zu beruhigen suchte, trat er nahe heran und streichelte die Baden des Kleinen, meinte dabei aber eigentlich die Annika. Sie gab noch immer kein Zeichen, daß ihr eine Annäherung erwünscht sei. Da machte er denn endlich kurzen Prozeß, nahm ihre Hand und sagte: „So können wir nicht miteinander leben, Annika; und so können wir nicht voneinander scheiden. Wir müssen ins Klare kommen.“ (Fortf. folgt.)

